

# 1 Auftakt: Philosophie, Musik und der taktvolle Umgang mit Zeit

## 1.1 Inwiefern Zeit und warum Hören?

Obwohl es „die Zeit“ nicht gibt, ordnet sich alles, was wir erleben, zeitlich. Genau von diesem Spannungsverhältnis handelt dieses Buch: davon, was Zeitliches ausmacht, inwiefern es „die Zeit“ nicht gibt; warum wir dennoch so etwas sagen wie „die Zeit vergeht immer schneller“ und warum sich die Wirklichkeit überhaupt zeitlich ordnet beziehungsweise ordnen lässt. Als zentrales Motiv werde ich Vergleiche und Analogien zwischen Ereignissen bemühen. Sie werden plausibel machen, warum das Wort „Zeit“ in so vielfacher Weise verwendet werden kann, aber all diesen Verwendungsweisen der zentrale Bezug auf Verhältnisse und Taktungen zugrunde liegt. Ob eine Reise schnell oder langsam, lang- oder kurzweilig war, hängt vom Vergleich mit anderen Reisen und Unternehmungen ab. Außerdem kann etwas dadurch, dass es in einem bestimmten Takt wiederkehrt, Bedeutung gewinnen und zu einem intakten Leben beitragen. Typische Beispiele hierfür sind Rituale: vom allmorgendlich frisch aufgebrühten Tee oder Kaffee bis hin zu gesellschaftlichen oder religiösen Gedenktagen.

Auch die Musik bietet für all diese Zusammenhänge, Taktungen und Wiederholungen einschlägige Beispiele. Und so wird in der folgenden philosophischen Auseinandersetzung immer wieder auf die Musik und das Hören zurückgegriffen, um zeitliche Struktureigenschaften der Wirklichkeit exemplarisch herauszustellen und zu betonen. Die Struktur von Musik wird als einfaches Modell verwendet, um Zeitstrukturen in verschiedenen Bereichen des täglichen Lebens besser zu verstehen und um in gewisser Weise auch zu einem taktvollen Umgang mit Zeit anzuregen.

Damit klingt schon an, was hier mit „Wirklichkeit“ gemeint ist: nämlich das, was wir erleben – dasjenige, was auf uns einwirkt und auf das wir einwirken: vom Teekochen am Morgen über den Regenschauer am Nachmittag bis hin zur Bekanntgabe der ersten Hochrechnung am Wahlsonntag. Dabei knüpfe ich an einen Erfahrungs- und Ereignisbegriff an, wie man ihn insbesondere in der pragmatischen Tradition bei John Dewey, aber auch beim Prozessphilosophen Alfred North Whitehead findet.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Zum Erfahrungs begriff vergleiche Dewey 1958 [1925], S. 4a, und dazu wiederum Hampe 2017. Als verwandte Begriffe nennt Dewey „Leben“, „Kultur“, „Geschichte“ (Dewey 1958 [1925], S. 8–9 und

Auch zeitliche Ordnungsrelationen beziehen sich in diesem Sinne auf unser Erleben und Erfahren.<sup>2</sup> Das darf allerdings nicht missverstanden werden als etwas „bloß Subjektives“, das einem „wahren Objektiven“ gegenüberstünde. Es geht im Folgenden ebenso um ein individuelles Zeiterleben wie um die sogenannte physikalische Zeit, die wir mit Uhren messen, wie auch um gesellschaftliche Zeitvorstellungen. Denn in allen Fällen sind wir als Erlebende und Handelnde involviert: als diejenigen, die gerade gelangweilt sind, die gerade die Uhr ablesen oder die turnusgemäß zur Wahl gehen.

Weiter unten wird genauer darauf eingegangen, warum sich gerade die Musik und das Hören besonders gut eignen, um zeitliche Strukturen beispiel- oder musterhaft „vor Ohren“ zu führen.<sup>3</sup> Als erste Motivation – also gleichsam zum Auftakt – mag der Hinweis genügen, dass sich Gehörtes immer erstreckt, während Gesehenes oftmals stillzustehen scheint. Was wir sehen, ist in der Regel oder zumindest oftmals räumlich klar verortet und stabil; was wir hören, ist hingegen schwer greifbar und verfliegt. Anders formuliert: Der zeitliche Charakter eines Tons, den wir hören, tritt typischerweise prominenter hervor als der zeitliche Charakter einer Tasse, die wir vor uns sehen. Das Hören hat immer etwas Vorübergehendes und Prozesshaftes an sich, das Sehen im mutmaßlichen Gegensatz dazu etwas geradezu Konstatiertes.

Damit dieser beispielhafte Bezug zu Musik und Hören von Beginn an *mitschwingt* und das jeweilige *Thema* in relevanter Weise *anklingt*, werde ich mich bemühen, verstärkt auf auditorisch konnotierte Begriffe und Metaphern zurückzugreifen – was aber in der Tat durch den weniger konstatierenden Charakter erschwert wird. Hier haben visuelle Metaphern leider den vermeintlichen Vorteil, die *augenfälligeren* zu sein, die schneller *einleuchten* und zu *Einsichten* führen und

---

S. 40). Vergleiche in einem weiteren Sinne auch den Begriff der Lebenswelt in Husserl 1952, S. 126, als etwas, das „immer schon durch Erfahrung uns vertraut“ ist.

2 „Erleben“ und „Erfahren“ werden im Folgenden nicht strikt terminologisch unterschieden. In der Regel ist mit Erleben aber etwas Spezifischeres gemeint, typischerweise eine konkrete gegenwärtige (sinnliche) Erfahrung. „Erfahren“ umfasst demgegenüber in der Regel auch kognitiv hochstufige Prozesse und breitere zeitliche Bezüge zu Vergangenem und Zukünftigem. Und wenn im Folgenden von „Zeiterfahrung“ und „Zeiterleben“, aber nicht von „Zeitwahrnehmung“ die Rede ist, dann, um zu betonen, dass wir kein Sinnesorgan haben, das uns Zeit direkt wahrnehmen ließe. Aber selbstredend erfahren und erleben wir Zeit – und dabei mag sich dann sehr wohl ein einzelner Sinn (nämlich das Hören) in bestimmter Weise hervortun.

3 Mit dieser exemplarischen oder „musterhaften“ Bezugnahme aufs Hören soll keineswegs gelehnt werden, dass Musik – und allgemeiner zeitliche Taktungen – sehr wohl auch auf andere Weise verkörpert erfahren werden können. Man denke hier insbesondere an Vibratoren, die am ganzen Körper erfahren werden und über die beispielsweise auch gehörlose Menschen Musik erleben.

somit *Meinungsbilder* und ganze *Weltanschauungen* auf *lange Sicht* prägen. Doch damit verliert sich eben zumeist auch der prozesshafte Charakter, um den es hier beim Thema Zeit und beim Umgang mit Zeit geht. Im Folgenden sollen eben keine endgültigen Wahrheiten *vor Augen geführt* werden. Statt Allgemeingültigkeiten *einsichtig* zu machen, soll das Lesen vor allem darauf *einstimmen*, zeitliche Strukturen auf eine bestimmte Art und Weise zu erleben. Statt eines distanzierten *Überblicks* über eine Welt, die einem gegenübersteht, geht es darum, bestimmten zeittheoretischen Fragestellungen neu *Gehör zu verschaffen* und durch den Bezug zu Musik und Hören einen *Einklang* zu erzeugen mit dem, was um uns und mit uns geschieht.

So viel zum allgemeinen Ziel dieses Buches. Bevor aber ab dem nächsten Kapitel zeittheoretische Fragen im Detail behandelt werden, sind zunächst noch ein paar kurze Erläuterungen nötig zu einigen Begriffen, die gerade schon beiläufig verwendet wurden und die sich für die nachfolgende Untersuchung als zentral erweisen.

## 1.2 Ereignisse, Variationen und zeitliche Ordnungen

Was wir tun, was uns zustoßt, was andere tun, was uns berichtet wird, was in der Natur vor sich geht ... all das ereignet sich und all das kann zeitlich geordnet werden. Die Wirklichkeit, so wie sie uns zugänglich ist, besteht aus Erfahrungen oder Erlebnissen, die auf Ereignissen basieren und selbst ebenfalls Ereignisse sind. Dabei ist der Begriff „Ereignis“ hier im breiten Sinne eines Geschehnisablaufs zu verstehen und setzt – anders als der Begriff „Prozess“ – keine besondere Form einer gerichteten Verkettung voraus.<sup>4</sup> Entsprechend gibt es eine ganze Bandbreite möglicher Erfahrungen oder Erlebnisse: Eine Sturmflut zu erleben, ist sehr verschieden davon, sich an ein Kammerkonzert zu erinnern; eine berufliche Herausforderung, die jemandem beispielsweise in der Dienstbesprechung begegnet, unterscheidet sich von einer Begegnung mit einem Wildschwein beim Waldspaziergang; und all diese Beispiele unterscheiden sich wiederum von der Sorge um den Wahlausgang und vielem anderen. Doch zumindest ein zentrales Charakteristikum teilen sämtliche Erlebnisse: Sie sind Ereignisse und lassen sich deshalb zeitlich ordnen, nämlich danach, welche von ihnen *früher*, *später* oder *gleichzeitig* geschehen. So mag sich die Begegnung mit dem Wildschwein später ereignet haben als die Sturmflut –

---

<sup>4</sup> Zum Verhältnis zwischen Ereignis- und Prozessbegriff vergleiche etwa Rescher 1996, S. 38–41.

aber früher als mein Gang zum Wahllokal, während dem ich mich (gleichzeitig) an das Kammerkonzert erinnerte.<sup>5</sup>

Zeit – so lautet eine zentrale These dieses Buches – ist kein eigenständiger Bestandteil der Wirklichkeit, nichts Substanzielles, sondern ist ein unselbstständiger Teil von Ereignissen und mithin von Erfahrungen.<sup>6</sup> „Unselbstständig“ bedeutet hier, dass es sich um einen Teil handelt, der nicht für sich allein existieren kann, ohne den aber auch das Ganze nicht existieren kann.<sup>7</sup> Die Kappe eines Füllers ist in diesem Sinne gerade kein unselbstständiger, sondern ein selbstständiger Teil des Füllers. Denn sowohl die Kappe als auch der Rest des Füllers existieren auch dann, wenn ich die Kappe abnehme und beiseitelege, um mit dem Füller zu schreiben. Anders verhält es sich etwa mit der Tonhöhe eines Tons. Eine Tonhöhe allein – ohne Lautheit, Klangfarbe, Dauer – kann es nicht geben; aber auch einen Ton kann es umgekehrt nicht ohne Tonhöhe geben. Der Ton könnte durchaus höher oder tiefer sein, aber er kann nicht gänzlich ohne Tonhöhe existieren. Seine Höhe ist, wie beispielsweise auch seine Lautheit, Dauer oder Klangfarbe, ein unselbstständiger Teil. Und ebenso ist die Zeit ein unselbstständiger Teil von Ereignissen – und zwar einer, der es erlaubt, eine Ordnung von *früher*, *später*, *gleichzeitig* aufzustellen.

Wegen dieser Unselbstständigkeit beziehen sich zeitliche Einordnungen immer auf die Verhältnisse zwischen Ereignissen.<sup>8</sup> Zeitangaben und Zeit haben es zu tun

<sup>5</sup> Eine andere Möglichkeit der zeitlichen Ordnung ergibt sich über Zuschreibungen von *vergangen*, *gegenwärtig*, *zukünftig*. Auf die drei Zeitekstasen Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft wird dementsprechend noch zurückzukommen sein. (Auch lassen sich viele zeitphilosophische Fragestellungen entlang der Differenz dieser beiden Formen zeitlicher Ordnung entwickeln – vergleiche beispielsweise Sieroka 2018a, 2020b und 2022c.)

<sup>6</sup> Einschlägig für die gesamte abendländische Diskussion des Zeitbegriffs sind weiterhin insbesondere Aristoteles 1987, Buch IV, Kap. 10–14 (= *Physik* 217b29 bis 224a17) und Augustinus 2009 (= *Confessiones*, Buch 11). Detel 2021 hat unlängst eine Interpretation der aristotelischen Zeittheorie vorgelegt, die der hier vertretenen Position darin ähnelt, dass sie Zeit als Ordnungsschema von Prozessen charakterisiert (wenn auch allein von kinematischen Prozessen). Weitere – und stärker – gemeinsame Anklänge gibt es mit Buch XIX der pseudo-aristotelischen *Problemata*, das die enge Verbindung von Harmonie und Rhythmus im Kontext der menschlichen Wahrnehmung und menschlicher Handlungen untersucht (vergleiche Aristoteles 1962).

<sup>7</sup> Dieser Begriff eines unselbstständigen Teils geht zurück auf Husserl 1993 [1900], III. Logische Untersuchung.

<sup>8</sup> Diese Formulierung ist sicherlich nicht unproblematisch, wenn man sie direkt auf den theoretisch aufgeladenen Begriff beispielsweise einer kosmologischen Raumzeit beziehen möchte. Allerdings wäre dann zu fragen, woher sich dieser spezifische Zeitbegriff selbst wiederum ableitet – wie er sich positioniert innerhalb der zahlreichen innertheoretischen Auseinandersetzungen über die Zeitkonzepte der Physik (vergleiche etwa Sieroka 2010b und 2018a, S. 44–63) und inwiefern er auf allgemeinen Praktiken des Zeitmessens und Uhrenbaus basiert, auf die noch einzugehen sein wird.

mit den Taktungen und Rhythmen von Ereignissen – oder besser noch: mit den *Variationen* von Ereignissen.<sup>9</sup>

Tatsächlich sind Ereignisse, die variieren, auch menschheitsgeschichtlich sehr bedeutsam. Egal ob Jägerin und Sammler, ob Ackerbauer und Viehzüchterin: Das Wissen um Ereignisse, die in ähnlicher Weise wiederkehren, ist überlebenswichtig für den Menschen. Frühe Hochkulturen orientierten sich dabei nicht nur an den Rhythmen der Natur hier auf der Erde, sondern vor allem auch an denjenigen der Gestirne. Denn diese muten besonders stabil an und wirkten zudem geeignet für Rückschlüsse auf irdische Verhältnisse.<sup>10</sup>

Die Existenz von variierenden Ereignissen ist grundlegend, um überhaupt ordnende Zeitmaße generieren und, spezieller, um Uhren bauen zu können. Denn dazu muss es Ereignisse geben, die nacheinander auftreten und die einander ähneln beziehungsweise sich wiederholen, sodass man sie abzählen kann: beispielsweise das Schwingen eines Pendels oder eine andere Art von Ereignis, das sich in relevanter Weise wiederholt und so als Einheit der Zeitmessung dienen kann.

Der Variationsbegriff wird genauer in Kapitel 4 behandelt. Bis dahin bleiben die Details dazu offen, inwieweit genau sich zwei Ereignisse ähneln oder gleichen müssen, damit eines als Variation des anderen gilt. So können (vorerst) auch Standardzweiteilungen und Idealisierungen vermieden werden – wie etwa diejenige von zyklischer und linearer Zeit. Ohnehin gibt es wohl weder die eine noch die andere in Reinform. Ereignisketten verlaufen nicht exakt im Kreis mit identisch wiederkehrenden Ereignissen; und wenn es einen Fortschritt gibt, so folgt der selten einer geraden Entwicklungslinie. Auch die perfekte Überlagerung aus beidem, die in einer exakt spiralförmigen Zeit resultieren würde, ist bestenfalls eine Idealvorstellung. Zeitliche Verhältnisse sind faktisch immer eine deutlich formlose Mischung aus Sichwiederholendem und Neuem.

Wie der Variationsbegriff so dienen auch die breit verstandenen Begriffe von Ereignis und Erfahrung dazu, bestimmte überkommene Standardunterscheidungen zu unterlaufen. Die obigen Beispiele von Erinnerungen an Konzertbesuche, Be-

<sup>9</sup> Reinhart Koselleck 2006 bezeichnet Verhältnisse und Taktungen von Ereignissen als „Wiederholungsstrukturen“. Ich verwende stattdessen den Begriff „Variation“, weil er weniger sperrig klingt und bereits Assoziationen zur Musik weckt, was weiter unten noch wichtig wird. Außerdem wird der Begriff hier breiter verstanden als bei Koselleck, der ihn auf Ereignisse in Sprache und Geschichte beschränkt.

<sup>10</sup> Solche Schlüsse basieren auf Analogien, die ihrerseits mit Variationen verknüpft sind. Denn es wird jeweils angenommen, dass sich sehr verschieden anmutende Ereignisse doch in bestimmter Weise ähneln: die „Verdunklung“ (Finsternis) der Sonne etwa einer „Verdunklung“ (Umbruch) gesellschaftlicher Verhältnisse. Analogiebildung sind vermutlich sogar die älteste und am weitesten verbreitete Argumentationsform menschlichen Denkens – so jedenfalls Lloyd 1966, S. 176.

gegnungen mit Wildschweinen, von Wahlausgängen und dergleichen bezeugen bereits die große Vielfalt: Mal geht es um etwas Individuelles oder Subjektives, mal um etwas Natürliches oder gleichsam Äußerliches, mal um etwas Soziales oder Intersubjektives; und manchmal verschränken sich auch diverse Ebenen. Und genau das kann hier vor voreiligen Dualismen bewahren, die eine strikte Zweiteilung annehmen von vermeintlich Subjektivem und Objektivem, von Geist und Materie oder von Kultur und Natur.<sup>11</sup> Denn unsere alltägliche Lebenswirklichkeit belegt fortwährend, dass wir sowohl Teil der Kultur als auch der Natur sind. Unsere mentalen Prozesse sind verkörpert und unsere körperlichen Prozesse mit Wahrnehmungsqualitäten verbunden. Und beides hat, wie sich zeigen wird, sehr viel mit zeitlichen Ordnungen zu tun. Als natürliche Wesen sind wir unter anderem den Gezeiten und der Tierwelt ausgesetzt. Da sind Ordnungen, die – wie das Kammerkonzert – vor allem kulturell geprägt und getaktet sind: von der Musik selbst bis hin zum Erreichen des Konzerthauses mit der Straßenbahn, die im Zehn-Minuten-Takt verkehrt. Rhythmen und Taktungen gibt es selbst dann, wenn wir im berühmten stillen Kämmerlein sitzen und vor der Welt unsere Augen verschließen. Denn auch dann nehmen wir innerlich wahr, stellen uns beispielsweise etwas vor oder erinnern uns an etwas. Und auch diese geistigen Prozesse lassen sich wiederum zeitlich ordnen: Zuerst habe ich mich auf das Konzert gefreut, dann war mir kalt und anschließend habe ich an die Begegnung mit dem Wildschwein gedacht.

### 1.3 Handeln, Takt und Normativität

Es ist also der Rhythmus oder Takt von Ereignissen, der Zeitmaße hervorbringt. Und dieses Zusammenspiel ermöglicht dann konkrete Vorhersagen weiterer Ereignisse und damit auch erfolgreiches Handeln – nicht nur im Ackerbau und in der Viehzucht. Ganz allgemein bedarf erfolgreiches Handeln in mehrfacher Weise eines taktvollen Zusammenspiels. Egal ob etwa bei der individuellen Körperhygiene oder bei einem gemeinschaftlichen Bauprojekt: Immer sind Teilhandlungen in eine sinnvolle Abfolge zu bringen. Sich erst anzuziehen und dann unter die Dusche zu stellen, ist nicht zielführend. Auch mögen noch weitere, äußere Taktungsvorgaben hinzutreten: Geht es beim gemeinschaftlichen Bauprojekt etwa um die Ersetzung eines Sieltors, so muss den Gezeiten Rechnung getragen werden. Das Bauvorhaben kann weder mit *irgendeiner* Handlung noch *irgendwann* beginnen.

Damit basiert erfolgreiches Handeln aber noch auf einem anderen taktvollen Zusammenspiel – und zwar einem, das die Zuverlässigkeit von Induktionsschlüs-

---

<sup>11</sup> Vergleiche Dewey 1958 [1925], S. 241–242.

sen verbürgt und seinerseits die drei sogenannten Zeitekstasen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet. Um mich erfolgreich zu waschen oder um ein Sieltor erfolgreich auszutauschen, müssen Erinnerungen an vergangene Ereignisse zusammenkommen mit dem Lenken der Aufmerksamkeit auf das, was jetzt gerade geschieht, und mit der planenden Projektion auf das, was zukünftig der Fall sein wird. Basierend auf vergangenen Erfahrungen und mit dem Ziel, zwar geduscht, aber nicht in nasser Kleidung aus dem Haus zu gehen, begebe ich mich nackt unter die Dusche. Und basierend auf den Wasserstandsmessungen der vergangenen Jahre werden zukünftige Niedrigwasserzeiten vorhergesagt, an denen wir uns (jetzt) bei der Planung für den anstehenden Kraneinsatz orientieren.

Zusammengenommen sind also Abfolge und Wiederkehr von Ereignissen eine wichtige Voraussetzung für Erkenntnis und erfolgreiches Handeln. Ohne eine Strukturierung in Form von Taktungen oder Rhythmen würden wir orientierungslos durchs Leben stolpern. Alles wäre immer anders und damit völlig chaotisch und unberechenbar. Erkennen wir aber Ereignisse als Variationen, so können wir uns, ganz allgemein gesprochen, deren Rhythmus anpassen und ihn uns zunutze machen. Und nur wenn wir in diesem Sinne im Takt sind, sind wir und ist die Welt für uns ebenfalls *intakt*.

Damit stellen sich sogleich mehrere Fragen des menschlichen Miteinanders und der eigenen Existenz: Trage ich, wenn ich im Takt bin, überhaupt noch etwas Eigenes zu den Geschehnissen bei? Oder bin ich dann nur noch Resonanzkörper im Sinne eines bloßen Mitläufers oder eines bloßen Sprachrohrs der anderen? Muss ich, um ich selbst zu sein, nicht auch ein bisschen aus der Reihe tanzen? Bedarf es nicht auch einer gewissen Ver-rückt-heit gegenüber dem allgemeinen Rhythmus, um autonom zu sein beziehungsweise sich als autonom zu erleben? Und wann gelten uns andere Menschen als besonders takt-voll, wann als takt-los und wann wird es gar pathologisch?

Hierzu zunächst nur einige Vorüberlegungen: Aus dem Takt zu sein, mag in einzelnen Fällen ein Gefühl von Autonomie beinhalten. Häufiger allerdings dürfte es zu vertrackten und auch schmerzhaften Situationen führen: angefangen vom einfachen Beispiel des (taktlosen) Tanzpartners, der mir auf die Füße tritt, über die Instrumentalistin, die im Orchester ihren Einsatz verpasst, bis hin zum missglückten Spielzug beim Volleyball, weil der Angreifer zu früh hochgesprungen ist, oder auch schlicht der verpassten Straßenbahn, dem vergessenen Regenschirm und Ähnlichem.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Zu „fehlenden Rhythmen“ und dem „Außer-Takt-Sein“ in Alltagskontexten vergleiche Huijer 2017 [2015].

Problematischer und unter Umständen auch krankhaft kann es werden, wenn meine individuellen Handlungen gegenüber den Handlungen anderer Menschen oder überhaupt gegenüber Ereignissen gehäuft und fortwährend verschoben sind. Dann führe ich das Leben eines dauerhaft Ver-rückten und gehe beispielsweise ständig ohne Regenschirm in den Regen, stelle mich bei Rot mitten auf die Kreuzung oder suche nach Sonnenuntergang und ohne Taschenlampe im Wald Pilze.

Aber nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für eine Gesellschaft ist ein bestimmtes Maß des Im-Takt-Seins und -Bleibens nötig, um sinnstiftende Strukturen zu etablieren und zu halten. So gründet beispielsweise eine Demokratie darauf, dass regelmäßige Wahlen stattfinden, und Rechtssicherheit basiert auf der begründeten Erwartung, dass beim nächsten Fall nicht willkürlich oder „einfach mal ganz anders“ entschieden wird.

In diesen Beispielen klingt bereits an, wie wichtig Taktungen, Rhythmen und Variationen nicht nur für das deskriptive Unterfangen sind, ein tieferes Verständnis von Zeit zu gewinnen. Sie stehen immer auch am Beginn normativer Setzungen. Das Etablieren von Rhythmen dient der gemeinsamen Orientierung – sei es im Bereich Politik oder auch beispielsweise in Sport und Kultur. Dabei hängt eine bereits erwähnte Kulturfertigkeit in besonderem Maße von der Etablierung von Rhythmen ab: nämlich der Uhrenbau und überhaupt das gesamte Kalenderwesen. Und umgekehrt dienen gerade Kalender und Uhrzeit dazu, das Miteinander zu synchronisieren, und sind somit zentrales Element der Gemeinschaftsstiftung. Dank zeitlicher Terminierung gelingt es, gemeinsam identitätsstiftende Feste zu begehen oder auch erfolgreich Handel zu betreiben.

Zeitliche Rhythmen, und insbesondere Kalender und Uhrzeiten, können aber auch zum Instrument politischer Manipulation werden, wenn es um eine mutwillige Veränderung der Identität einer Gemeinschaft geht. Denn mit der Umstellung von Kalender und Uhrzeit werden immer auch ganze Vergangenheiten und gemeinsame Erlebenskontakte marginalisiert. So gab es beispielsweise nach der Französischen Revolution eine Kalenderreform, bei der unter anderem die Sieben-durch eine Zehntagewoche ersetzt werden sollte, um so dem *Ancien Régime* eine Modernisierung und einen klaren Bruch entgegenzusetzen. Doch bemerkenswerterweise konnte sich die Zehntagewoche längerfristig nicht durchsetzen. Vermutlich fehlte schlicht eine klare Assoziation zwischen *Ancien Régime* und Siebentagewoche. Denn letztere ist ja kein spezifisches Resultat des französischen Absolutismus, sondern basiert auf geteilten astronomischen Vorstellungen diverser Kulturen und war bereits mehrere Jahrtausende alt.<sup>13</sup> Die lang gelebte Praxis stach in diesem Fall

---

<sup>13</sup> Die Einteilung der Woche in sieben Tage erklärt sich vermutlich aus der Zahl der Wandelge-

also eine politische Anordnung aus. Und gleichermaßen konnte sich auch die Einteilung eines Tages in zehn Dezimalstunden, die ihrerseits jeweils aus hundert Dezimalminuten bestehen, nicht durchsetzen. Dies verdeutlicht den grundlegenden Charakter und auch die Trägheit gerade von *Zeitvorstellungen* und -einteilungen. Denn beispielsweise bei Einheiten der Masse und des Raumes gab es vielerorts erfolgreiche Überführungen in Dezimalsysteme: Elle und Fuß etwa wurden in Meter überführt, Pfund und Unzen in Gramm. Aber die sieben Wochentage mit ihren jeweils vierundzwanzig Stunden sind geblieben.

## 1.4 Musik und Hörerfahrung

Ausdrücke wie *Rhythmus*, *Takt* und *Variation* klingen bereits sehr nach Musik; und auch zeitbezogene Besonderheiten des Hörens wurden bereits betont. Es stellt sich also die Frage, ob man sich dem Themenkomplex von Zeit und dem Umgang mit Zeit nicht über die Auseinandersetzung mit Musik und Hören sinnvoll nähern kann.<sup>14</sup> Musik mag geradezu als Paradebeispiel eines Kulturunternehmens gelten, das es mit Taktungen und mit zeitlichen Variationen zu tun hat beziehungsweise bei dem diese selbst thematisch werden. Auch wurde in der Philosophie und von Komponisten die Musik immer wieder über ihren spezifischen Zeitbezug charakterisiert.<sup>15</sup>

Genau eine solche Engführung wird im Folgenden versucht. Musik und Klang werden immer wieder als Bezug dienen, um grundlegende, oft auch unterschwellige, Zeitthemen mitschwingen zu lassen und sozusagen hörbar zu machen. Dabei geht es nicht um die allgemeine Wirkmächtigkeit, die Musik für viele im Alltag und insbesondere in konkreten politischen oder gesellschaftlichen Kontexten entfalten kann,<sup>16</sup> und auch nicht um die ästhetische Wahrnehmung von Musik in einem engeren Sinne. Stattdessen wird untersucht, inwiefern Musik- und Hörerfahrungen ganz allgemein und teilweise auch sprach- und kulturredigend dazu dienen können, zeitliche Orientierungen erlebbar und zeitliche Ordnungen besser

stirne, die mit bloßem Auge sichtbar sind – nämlich: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn.

<sup>14</sup> Vergleiche auch Mohr 2012.

<sup>15</sup> Vergleiche für einen ersten Überblick Wiora 1957.

<sup>16</sup> Dass Musikerfahrungen in Einzelfällen dazu in der Lage sind, einen gesamten Lebensweg zu prägen, steht außer Zweifel. Ein Beispiel hierfür ist die Iranerin Sonita Alizadeh, die zur Rapperin wurde, nachdem sie ein Lied von Eminem gehört hatte (vergleiche hierzu ausführlich Lotter 2017, S. 156–157). Obwohl Alizadeh den Text nicht verstand – und der konkrete Inhalt auch gar nicht stimmig mit ihrer Lebenswirklichkeit verknüpfbar gewesen wäre – war sie dermaßen von der Verzweiflung und Wut berührt, die in dem Stück zum Ausdruck kommen, dass sie begann, die Verzweiflung und Wut über ihre eigene Lebenssituation nun musikalisch auszudrücken.

verstehbar zu machen.<sup>17</sup> Denn die Suche nach Ähnlichkeiten innerhalb der Taktung von Ereignissen findet eine strukturelle Analogie im Variationsbegriff der Musik. Variationen eines musikalischen Themas basieren auf einem Zusammenspiel von akustischen Wiederholungen und Veränderungen; und Wiederholungen und Neuerungen, das wird sich weiter unten noch zeigen, sind genau das, was auch Zeit grundlegend charakterisiert.

Dieses suchende und vergleichende Vorgehen ist auch im Einklang mit der pragmatistischen und prozessphilosophischen Tradition, auf die bereits Bezug genommen wurde und bei der die Lebenswirklichkeit und der Erfahrungsbegriff zentral sind.<sup>18</sup> Denn laut Dewey ist es genau die Variation als Verbindung von Gewohntem und Neuem, die Erfahrungen interessant und bedeutungsvoll macht; nur eine solche Verbindung kann, so der ebenfalls bereits zitierte Whitehead, einer allgemeinen Ermüdung und somit einer Verkümmерung unserer Lebenswirklichkeit entgegenwirken.<sup>19</sup>

Weiterhin liegt es nahe, diese enge Verbindung zwischen Zeit, Musik und Hören nicht nur auf begrifflicher, sondern auch auf sinnlicher Ebene auszunutzen. Hervorragende Möglichkeiten, Zeit in besonderer Weise sinnlich zu erleben und auch selbst zu strukturieren, wären sicherlich das eigene Musizieren oder Tanzen. Aber, und das werden die folgenden Kapitel hoffentlich überzeugend vermitteln, auch ein zugeneigtes Hören oder Hinhören ist bereits eine aktive und verkörperte Art, sich immer wieder neu in der Zeit und mit Zeit zurechtzufinden. Und so ist auch die obige Aussage, hier grundlegende Themen „hörbar“ machen zu wollen, durchaus wörtlich gemeint. Im Folgenden (vor allem in den Kapiteln 5 und 6) wird immer wieder auf konkrete Hörbeispiele verwiesen, die durch eine digitale Playlist und Hyperlinks abgerufen werden können. Die Hörbeispiele sollen das, was im Text begrifflich anklingt, sinnfällig machen. Sie sollen es direkt zu Gehör bringen und damit im Idealfall die Erfahrungswirklichkeit des Hörenden direkt verändern und erweitern.

## 1.5 Koordination als Aufgabe der Philosophie

Das Ziel der vorliegenden Arbeit ließe sich etwas abstrakter auch so zusammenfassen, dass es um die koordinierende Untersuchung von wechselseitigen Bezügen

<sup>17</sup> Damit ist zugleich eine klare Absage erteilt an eine eher lebensfremde Auseinandersetzung mit Wahrnehmung und Ästhetik, wie sie sich etwa bei Kant und letztlich auch bei Heidegger findet. Vergleiche hierzu wiederum Lotter 2017, S. 150.

<sup>18</sup> Vergleiche Dewey 1958 [1925], S. 39.

<sup>19</sup> Vergleiche Dewey 1958 [1925], S. 358–359, sowie Whitehead 1958 [1929a], S. 25–32.

und strukturellen Analogien zwischen verschiedenen Erfahrungs- und Wirklichkeitsbereichen geht und darum, was uns diese allgemein über Zeit verraten.<sup>20</sup> Damit soll nicht zurückgewiesen werden, wie in diversen philosophischen Subdisziplinen zeitspezifische Probleme einzelner Erfahrungsbereiche behandelt werden. So haben zeitphilosophische Detailfragen beispielsweise innerhalb der Rechtsphilosophie, wenn Gerechtigkeits- oder Strafbegriff zur Debatte stehen, ebenso ihre Berechtigung wie solche innerhalb der Philosophie der Physik, wenn etwa Ansätze zur Quantengravitation kritisch evaluiert werden. Doch der (allgemeinen) Philosophie kommt darüber hinaus noch die Aufgabe einer vergleichenden Engführung zu, die nach strukturellen Ähnlichkeiten zwischen den Ergebnissen solcher Detailuntersuchungen sucht.

Dies ist vielleicht eine Besonderheit der Philosophie und letztlich auch die ihr eigene Art, mit dem anhaltenden Spezialisierungsdruck umzugehen, der in den Wissenschaften vorherrscht. Innerhalb von rund zweieinhalbtausend Jahren hat die abendländische Philosophie jeweils aus guten Gründen und sehr erfolgreich Einzelwissenschaften wie die Physik, Biologie und Psychologie aus sich entlassen; reflektiert aber weiterhin über diese Wissenschaften in Form von Spezial- oder Subdisziplinen wie eben etwa der Philosophie der Physik. Doch wenn die Philosophie für sich eine starke lebenswirkliche Relevanz beansprucht, dann darf sie sich nicht in diesen fortlaufenden Spezialisierungen und Subsubdisziplinierungen verlieren, sondern muss auch nach allgemeinen Verbindung zwischen Erfahrungen suchen, um somit eine Art Koordinationsentwurf zu liefern für die Lebewirklichkeit als Ganze.<sup>21</sup> Dies motiviert nochmals, sich im Folgenden auf Musik und Hören zu beziehen, um diese Ordnungs- und Koordinationsleistung eben auch direkt und exemplarisch erfahrbar zu machen.

Eine Suche nach strukturellen Analogien, die zur Koordination von Erfahrung taugen, ist sicherlich nicht bei jeder Thematik im gleichen Umfang möglich. Aber gerade beim Thema Zeit bietet sie sich in besonders breitgefächerter Weise an. Denn, wie erwähnt, lassen sich zeitliche Ordnungen etablieren für sämtliche Formen von Ereignissen – egal ob physikalisch, sozial, individualpsychologisch oder was auch immer. Damit verhält es sich beim Thema Zeit anders als bei Themen wie etwa Glück oder physikalische Energie. Denn diese können jeweils nur bestimmten

<sup>20</sup> Vergleiche Whitehead 1967 [1933], S. 222, sowie Sieroka 2010a, S. 9–31.

<sup>21</sup> Vergleiche Dewey 1958 [1925], S. 410: „Over-specialization and division of interests, occupations and goods create the need for a generalized medium of intercommunication, of mutual criticism through all-around translation from one separated region of experience into another. Thus philosophy as a critical organ becomes in effect a messenger, a liaison officer, making reciprocally intelligible voices speaking provincial tongues, and thereby enlarging as well as rectifying the meanings with which they are charged.“

Arten von Ereignissen sinnvoll zugeordnet werden. Eine Urlaubserinnerung hat keine physikalische Energie, mag aber zu meinem Glücklichsein beitragen; eine Supernova in einer fernen Galaxie hat nichts mit persönlichem Glück zu tun, aber mit sehr viel Energie. Doch egal ob Erinnerung, Glücksgefühl, Sternexplosion oder Beobachtung der Sternexplosion: Zeitlich ordnen lassen sie sich allesamt.

Kurz zum inhaltlichen Gang der Untersuchung: In den folgenden drei Kapiteln (Kapitel 2 bis 4) werden zunächst einige Missverständnisse über den Zeitbegriff aufgelöst und wird über den Begriff der Variation ein genaueres Verständnis von Zeit erlangt. Kapitel 5 und 6 gehen im Detail auf die Bezüge zur Musik und Hörforschung ein – konzeptionell aber auch durch die Diskussion und den Verweis auf konkrete Hörbeispiele. In den darauffolgenden drei Kapiteln (Kapitel 7 bis 9) wird die Thematik des Im- und Außer-Takt-Seins genauer behandelt, und zwar auf individueller wie auch gemeinschaftlicher Ebene. Diskutiert werden insbesondere die bereits aufgeworfenen Fragen zu Autonomieerfahrungen, pathologischen Grenzfällen und zum sinnvollen Umgang mit Zeit. Das Buch endet mit einer kurzen Zusammenfassung und einer Einordnung in weitere „Themen der Zeit“ (Kapitel 10).